

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 296.

Posen, den 25. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Die Hirten von Bethlehem.

Eine Legende

von Johannes Heinrich Braach.

Sie waren dem Wort des Engels gefolgt
und hatten das Kind in der Krippe gesehn,
jezt zogen sie durch das Schweigen der Nacht
vor den Herden der Hürde zu.
Sagte einer versonnen und sacht:
Mir war in dem wunderlichen Geschehn,
als flössen Berge und Täler zusammen,
als wären Erde, Wasser und Flammen
nur eins. Von allen Rätseln befreit
stiegen Gestirne ab und auf,
zog des Schicksals gespenstiger Lauf
an Mensch und Volk und Völkern vorüber.
Unbeweglich stand die Zeit.
Ich blickte in Ewigkeiten hinüber
und sah von Sonnenströmen umflossen,
mit Meeren von Leuchten übergossen
selber Helle in Helligkeit
Jehova den Herrn in Herrlichkeit.

Sprach der Zweite nicht minder beklommen:
Auch über mich sind Gesichte gekommen.
Ich sah einen Menschen zu Menschen gehn,
bei Blinden, Kranken und Darbenden stehn.
Er schenkte Tröstung und stillte Leid.
Bedürftigen war er Brot und Kleid,
Suchenden Ziel und Sorgenden Rat.
Die Zeichen, die er wirkte und tat,
lösten sich in Jahrtausenden aus,
Tempel wurden ihm errichtet,
ihm Psalmen, Gebete und Lieder gedichtet
die ganze Erde wurde sein Haus.
Und wie ihn Millionen Bitter fanden,
Millionen Danker vor ihm standen,
war er, weitab von Schimpf und Spott,
so Mensch wie König, so König wie Gott.

Sagte der Dritte: Habt Ihr in Glanz
und Fülle geschaut, sah ich in Qual.
Ich sah mit einem Dornenkranz
gekrönt, das Bild am Kreuze hängen
und lästernde Saffer die Balken umdrängen.

Ich fühlte den Körper zucken und beben,
zusammensinken, zusammenfallen,
hörte den Sterbenden Worte fallen
und merkte wie über Stadt und Land,
Priester und Tempel, Winzer und Reben
Finsternis wurde. Der Tag entschwand
dräuende Wolken zogen empor
und bedeckten den Himmel. Blitze sausten
zuckend wie flammende Schwerter hervor,
Regen und Hagel klatschten und brausten.
Und in dem Toben und in dem Bangen
ist — wie ein vom Leben Vernichteter
und roh von Hektern Gerichteter —
der bleiche Gekreuzigte heimgegangen.

Meinte der Vierte: Das Kreuz sah ich auch.
Aber ich sah es wachsen und steigen,
über Gebirge und über Meere,
sah es sich dann zu Herzen neigen,
des Grauens entblößt und befreit seiner Schwere.
Als Sinnbild des Guten und Zeichen des Schönen
wollte es ewig in ewiger Zeit
mit Gnade, Güte und Todüberwinden
zum Leben erheben, zum Leben versöhnen
und durch seine Erdgebundenheit
und wieder Erdentwundenheit
Verklärung verheißen und Frieden verkünden.

Durch das Schweigen der späten Nacht
zogen die Hirten der Hürde zu.
Als sie zu jener Stelle kamen,
wo ihnen der Engel erschienen war,
stieß aus trockenem Felsengestein
eine sprudelnde Quelle, hell und klar,
schüchterne Wellen in des Morgens
fahle Dämmerung hinein.
Da verstanden die Männer, was ihnen
der Engel gedeutet und sie im Stall
von Bethlehem gesehen hatten.
Und ahnten dennoch in ihrer Demut
und häuerlichen Bescheidenheit nicht,
wie ihnen so seltsam geschehen war.

Copyright by J. Engelhorns Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(27. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Und nachher hatte er ihr die Hand gedrückt. Aus
traurigen, tränenschweren Augen hatte sie ihn ange-
sehen. Aber war nicht sekundenlang ein Schein darüber
gelaufen wie Freude, wie leise Scheu? Hatte nicht in
ihrem Blicke etwas gelegen wie Demut und Abbitte?

Sekunden hatte es nur gedauert. Es konnte gewiß
alles Einbildung sein.

Aber diese Sekunden waren unausschöpfbar; sie
bargen Rätsel und Geheimnisse, Hoffnungen und Zweifel.
Verstohlen schielte er ein paarmal zu Richard Wilke
hinüber, als könnte der all diese Zweifel lösen.

Doch der Kollege war ganz mit sich selbst beschäftigt.
Er brummte von Zeit zu Zeit Unverständliches und
ärgerte sich über die Kneifergläser, die sich im Regen
trübten.

Er brachte Gräberstimmung vom Friedhof mit heim.
Herbstwind, Regen, welke Blätter, dahinter der Tod
— ihn fröstelte. Die Zeit rastete. Wie lange noch, dann
lag man selber im Grab, wie der alte Professor!

Nur daß dann keine Kinder um die Grube herum
stehen würden in heiligem Abschiedsschmerz . . . sondern

o'les Fremde, ein paar steifbeinige Junggesellen, ein paar Bekannte, die Kollegen . . .

Ach, es war doch furchtbar! Allein leben, allein sterben . . . Keiner, dem er zugehörte, keiner, der ihn beweinte!

Vielleicht heute der Hund, den er dann möglicherweise besitzen würde.

Und wie er so durch die leeren regentrübten Gassen schritt, aus denen die fröhlichen Scharen der Sommergäste verschwunden waren, packte ihn wie immer im Herbst das große Herdengedühl. Wie die Blätter, die herab'äumelten, war er sommersatt, satt der Lust und des freien Lebens. Die Sehnsucht kam wieder. Sich setzen! Sich einen warmen Winkel schaffen für Winter und Alter!

Er seufzte tief auf.

Und immer deutlicher schob sich ein Bild vor sein inneres Auge: Rütting am Grabe.

Wie sie dagestanden hatte mit ihrem kleinen festen und tapferen Gesicht, das hatte sich ihm tief eingeprägt.

Er wußte wohl, daß zuletzt niemand so viel um den alten Professor gewesen war wie sie. Und doch war sie die Ruhigste. Keine Träne, kein Schluchzen! Nur einen Augenblick, als die erste Scholle auf den Sargdeckel fiel, ein jähes kurzes Erschrecken. Sie stand gleich wieder unbeweglich.

Diese sichere Selbstbeherrschung bei so viel Jugend imponierte ihm gewaltig.

Ein kleines feines Mädel, glücklich, wer die mal feram!

Und er fühlte altes Sehnen mit neuer Macht. Ein kurzer Traum wolt' ihn narren und bestricken.

Aber er schüttelte zage den Kopf. Nein, er hatte heute doch nicht den frischen Unternehmungsgeist, nicht den ungekränkten Mut mehr. Auch daran sah er, daß er älter ward.

Früher hieß es einfach: Zur Attade, marsch, marsch!

Jetzt aber lähmte die Furcht vor einer neuen Niederlage von vornherein alle Freundlichkeit und Zuversicht. Den achten Korb wolt' er sich keinesfalls holen. Und diese kleine sah ganz danach aus, als ob sie ihn mit kühnem Lächeln austellen konnte.

Brüsten und beiseiden zusehen konnte man bei Gelesenheit ja trotzdem mal! Natürlich nicht gleich! Ach Gottchen, die armen Hoermanns! Wenn das Unheil mal kommt. Müht es gleich aus Traufen! Vorläufig mühten sie sich erst mal lassen und beruhigen!

Und er selber hatte ja auch genügend Zeit zu überlegen, da die Michaeliserien vor der Tür standen.

Als er so weit gekommen war, räusperte sich der lange Crusius neben ihm mit einer Gründlichkeit, der man die Absicht anmerkte. Er war mit seinen Gedanken gerade zu dem gleichen Ziele gelangt.

„Gehen Sie wieder fort?“ fragte er. „Ich selbst hab' die Sommerferien so wenig genossen, daß ich Lust hätte, jetzt was nachzuholen. Und wenn's ein paar Tage sind . . . behaglich mit dem Rudsaß wandern . . . durch den Harz vielleicht. Oder die Sächsishe Schweiz. Mal wieder ganz losgelöst sein von der alten Umgebung. Sie predigen ja immer, daß ich 'raus muß. Und ich glaub' selber, es wird einem vieles klarer dabei. Was meinen Sie: wollen Sie mittun?“

Etwas verdukt sah ihn Richard Wille an. „Alle Achtung! Bei diesem Kerkelwetter? Aber die Idee ist sonst nicht übel.“

Von der Zylinderbremse rann das Wasser. Negergerich schwenkte er es von dem Unglückshut ab.

„Ich will es mir noch überlegen.“ sagte er dann.

Auch in den folgenden Tagen blieb das Wetter so grau und grämlich, daß die Herbstmelancholie immer stärker von ihm Besitz nahm. Er blieb des Abends sogar zu Hause und trank Klaffenbier. Und das war immer ein schlimmes und bedeutungsvolles Zeichen. Zu solchen Zeiten pflegte er sich zu „schälen“ wie eine Platane.

Hinter all seinen Seufzern und Stöhnen aber stand ein kleines, festes und tapferes Gesicht.

„Lütt Deern,“ murmelte er oft vor sich hin, „bist ja viel zu schade für mich!“

Es war schon am besten, sich die törichtesten Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen und sich nicht zu tief erst in holde Träume zu verlieren. Lieber gleich ein Ende machen und zu vergessen suchen!

Das aber konnte man am besten in neuen Eindrücken, in anderer Umgebung. Crusius hatte ganz recht: in der Fremde klärte sich vieles.

Es war entschieden, daß er mitfuhr! —

So reisten denn die beiden in der ersten Ferienwoche mit Rudsaß und Wanderstab los.

Sonne lag auf dem Basteiweg; tief sogten sie den Würzdunst der herbstlichen Wälder ein.

„Man lüftet sich wieder mal aus,“ sagte Richard Wille. „Und je höher man kommt, um so mehr fällt aller Krimskrans des Alltags von einem ab.“

„Aber was hier oben bleibt und standhält,“ erwiderte der Lange, „das ist das Echte. Das hat Heimatsrecht in uns.“

„Also wollen wir aufpassen, Crusius. Man soll keine Gelegenheit zur Erkenntnis und Selbsterkenntnis vorbeilassen!“

Doch heimlich dachte er: Ich weiß schon jetzt, was mich bis zur höchsten Höhe begleiten wird — das kleine tapferere Gesicht! Ich schlepp' es mit über Felsen und durch Täler!

So ward es im ganzen ein stilles Wandern, weil jeder außer dem Ränzels noch ein volles und schweres Gefühl und Geheimnis mit sich schleppte.

Nach mancherlei Quertouren waren sie am Nachmittag des fünften Tages vom Felsbogen des Prebischtores nach Herrensckretschken hinabgestiegen. In dem Vorgarten ihrer kleinen Herberge setzten sie sich dann zu rotem Landwein nieder.

Jenseits der Straße toste reißend und schäumend ein Gebirgsbach der nahen Elbe zu, und pfeilgeschwind schossen ab und zu Boote, die später mühsam wieder emporgezogen wurden, auf seinen Wellen dahin. Abendrot begann sachte zu glühen, färbte das Wasser, frönte drüben die Wälder, wärmte droben die aufsteigenden Gipfel, und eine so feierlich-holde Stille war über Tiefen und Höhen gebreitet, daß man es fast zu hören glaubte, wenn die Korkellen in dem Fischkasten gegen die Glascheibe klickten.

„Wo ist es noch friedlicher?“ sagte Wolfgang Crusius.

Und Richard Wille, der schon manche Karaffe vom Roten geleert: „Es kann einem kinderweich und wimmrig werden.“

Dabei hob sich seine Brust und füllte sich mit Sehnsucht. Wie ein leiser, kinder Rausch war das, eine holde Schwere, die über alle Glieder sank.

Lütt Deern, dachte er, ich möcht' dich ja so glücklich machen! Und ich bin doch eigentlich ein guter Kerl. Warum solltest du mich nicht nehmen, Lütt Deern?

Lächelnd nickte er vor sich hin. Aber als er aufschaute, bemerkte er, daß auch sein Freund und Reisegefährt mit einem verlorenen Lächeln hinaus in den Frieden sah.

Da ward etwas reiß in ihm und drängte nach außen.

„Haben Sie's, Crusius?“ fragte er, leiser und herzlicher, als es sonst seine Art war. „Ich mein', das Echte, was auch hier in der Fremde und Freiheit echt geblieben ist? Wenn Sie's noch nicht haben, will ich Ihnen helfen. Es ist das, woran Sie eben dachten!“

Ueber das Gesicht des Langen huschte es wie ein Widerleichen des roten Weines.

„Vielleicht,“ erwiderte er halb verlegen und pustete in sein Glas.

Doch da streckte ihm Richard Wille schon das seine entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Kalospinthechromokrene.

Bunte Bilder aus Posen's Vergangenheit.
Von Oskar Beckmann (Posen).

(Nachdruck unterlagt.)

Vor mir liegt ein Posener Wohnungsanzeiger vom Jahre 1868. Nach amtlichen Materialien zusammengestellt. Posen, Druck und Verlag von Louis Merzbach, 1868. Schon ein flüchtiges Durchblättern dieses 18 Druckbogen starken Buches zeigt uns, die wir das Posen der letzten Zeit vor 1900 in der Erinnerung und das von 1919—28 vor Augen haben, ein so wesentlich anderes, fast fremdes Bild, daß man sich verwundert fragt, war das wirklich unser Posen? Ach, es war fast mehr Posemudel, noch so rückständig, beinahe kleinstädtisch.

Ja, Posen, das laut Volkszählung von 1867 nur 53 000 Einwohner hatte, reichte damals noch nicht über die um 1880 und 40 errichteten Festungswerke hinaus, füllte sogar diesen Raum noch lange nicht aus. Die Vororte Wilba, St. Lazarus, Gurschin und das 1866 am Tage von Königgrätz abgebrannte Jersitz waren bescheidene Bauerndörfer, frühere Kammereidörfer der Stadt Posen, denen die Loslösung von der städtischen Oberhoheit nicht viel Segen gebracht hatte. Selbst der Ende der vierziger Jahre vor dem Berliner Tor angelegte Bahnhof der Oberschlesischen Bahn hatte da draußen nicht modernisierend gewirkt, denn noch 1868 standen zwischen Stadt und Bahn die Windmühlen von Goldsch, Reich, Kallwitz und Rinsch. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

Kam man vom Bahnhofe, dessen in Fachwerk erbautes Empfangsgebäude heute noch steht, zum Saalbau des Zoologischen Gartens degradiert, durch das eingleisige Berliner Tor herein, so wandte man sich rechts, von woher schon ein grünbefragter Beamter herangeschritten kam und so manchem Fuhrwerk ein Gähln zurief. Es war ein königlicher Steueraufscher, der die Mahl- und Schlachtsteuer einzutreiben hatte. Das sehr dürftige Zollamts-Häuschen hat später dem Neubau der „Posener Neuesten Nachrichten“ Platz gemacht. Nicht daneben, wo im Jahre 1879 die Doppelschule für Knaben und Mädchen errichtet wurde, war bis dahin ein freier Platz, auf dem Karussells und Schießbuden die Jugend anlockten. Das ganze Hinterland bis zur Kleinen Ritterstraße und zum Sechserplatz am Reduit Grolman war Kartoffelacker, begrenzt im Westen vom Grundstücke des Train-Depots an der Wallstraße (jetzt Urząd Starostwy) und an der Kleinen Ritterstraße von der Blennonschen Reitbahn (jetzt Schulhaus) und dem aus Lehmziegeln erbauten Häuschen des Gärtners Sand, wo ländlich-sittlich Menschen und Vieh unter einem Dache haupften. Dies ganze Gelände gehörte 1868 der Oberschlesischen Eisenbahn, die damals beabsichtigte, dem Wunsche der Posener Bevölkerung nach einem stadtnäheren Bahnhofe zu willfahren. Wenige Jahre später tat man das Gegenteil und verlegte den Bahnhof „ganz aus der Stadt heraus“ an die Stelle, wo er sich heute noch befindet. Und nun entäußerte sich die Bahn des entbehrliehen Stadtgeländes, und es entstanden dort die Artillerie-Wagenhäuser und die mit Wohnhäusern besetzte Luisenstraße, an der die Oberschlesische sich ein bescheidenes Direktionsgebäude errichtete.

Die von St. Martin nach dem damals noch nicht durchbrochenen Grolman-Wall führende kleine Ritterstraße endete an der Gartenstraße mit der Moeglinschen Wäschfabrik, deren Modellspeicher in den 70er Jahren abbrannte. Das andere Ende bildete ein Engpaß, denn zwischen den jetzigen Hausnummern 18 und 19 der St. Martinstraße befand sich noch eine städtische Schule mit Hofraum. Man frage nicht, wie groß sie war. Und wenn die Wackparade der Sechser Grenadiere zwischen diesem Schulpalast und dem Haupte des stary dalejso hindurchmarschierte, durfte sie nicht mehr als 4 Mann breit formiert sein. Zwei Häuser weiter, St. Martin Nr. 17, sah man ein „herrliches säulengetragenes Dach“, ein Holz-Häuschen im dorisch-protokollischen Baustil, wo die Herren Lehrer im Krauseischen Lädchen die Nostrizade kauften.

Auch sonst zeigte die St. Martinstraße noch keinen großstädtischen Charakter. Von den heutigen großen Häusern findet man im Wohnungs-Anzeiger von 1868 nur das Falbesche Nr. 31 (jetzt 27), das Hennesche Nr. 34 (jetzt 30), das Süßberche Nr. 35 (jetzt 31), das Calbarolasche Nr. 60 (jetzt 52), das Seidelsche Nr. 68 (jetzt 61, Westa). Unter Nr. 77 (jetzt 70) ist als Eigentümer ein Buchdruckerbesitzer Joern verzeichnet. Es ist die Dedersche Druckerei, spätere Eigentümer v. Rosenstiel und dann Emil Möstel (jetzt „Kurzer Poganis“). — Unter Nr. 59 nennt das Buch als Eigentümerin eine Gräfin Czapska. Hier befand sich ein bis zur Berliner Straße durchgehender Garten. Wie ich als Kind einmal in diesen Garten hineingekommen bin, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich mich plötzlich einem frei herumlaufenden Varen gegenüber sah und schreiend Reißaus genommen habe. An Stelle dieses Gartens ist dann in der Gründerzeit von der Posener Baubank die Wismarktstraße geschaffen worden.

Von der jetzt Gwarna genannten Mühlenstraße (spätere Viktoriastraße) ist nur zu erwähnen, daß sich in dem damals die Nr. 11 tragenden Grundstücke eine Erziehungsanstalt der Damen vom Herzen Jesu befand. Von den im Adreßbuch einzeln aufgezählten 38 Schwestern trugen 4 französische Namen, 1 russischen, 14 deutsche und 19 polnische Namen.

Die Berliner Straße war vor 60 Jahren noch keine Geschäftsstraße, selbst die Partieräume waren als Wohnräume vermietet. Am Westende der Berliner Straße gegenüber dem Reduit Tischen war die St. Paulikirche im Bau, die 1869 eingeweiht wurde. Bis dahin hatte die sog. Neustädtische Gemeinde die Petrikirche gast-

weise mitbenutzt. Das Polnische Theater im Potockischen Garten ist erst in den fiebziger Jahren errichtet worden.

Wie der Wilhelmsplatz in der Zeit unserer Großväter aussah, kann man sich leicht ausmalen. Bestehen doch die Raczkist'sche Bibliothek, das Kommandantur- und einige Privatgebäude heute noch mit geringen Veränderungen. Der Platz selbst war ohne Denkmäler und ohne Grünanlagen noch ganz schmucklos.

Als die Stadt mit solchen Anlagen in den achtziger Jahren einen recht bescheidenen Anfang machte, kam vom Stadtkommandanten von Below ein geharnischter Einspruch gegen die Anlegung grüner „Wiesen“ vor seinen Fenstern. Und das gibt einen Begriff, welche Schwierigkeiten sich einer Verschönerung des Platzes entgegenstellten. Die Heeresverwaltung war es nicht allein, auch die königlich preussische Staatsregierung bestritt der Stadt das Recht, über den Platz zu verfügen. Der Platz sei eine Pertinenz, ein Zubehör zum Stadttheater, das 1804 vom preussischen Staat erbaut worden, und der Staat sei deshalb Eigentümer des Platzes. Diesen beiden Behörden zum Troste legte der Magistrat die beiden grünen Wiesen am Löwen-Denkmal an, deutlicher gesagt, um diese Behörden auf den Klageweg zu drängen. Ob der dann beschritten worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis, zu einer Entscheidung ist es jedenfalls nicht gekommen. Der Magistrat konnte später den Plan fassen, den Platz zu modernisieren, fand aber nun einen neuen Gegner: die Anwohnerschaft. Hausbesitzer und Geschäftleute richteten eine Eingabe an den Magistrat, in der sie dringend baten, den Platz als Paradeplatz so zu belassen, wie er ist (das war lange vor Errichtung des Kaiser Friedrich-Denkmales). Diese Eingabe mag verwunderlich erscheinen, erklärt sich aber aus der bösen Wirkung, die die vorherige Umgestaltung der mittleren Wilhelmstraßen-Mäe gebracht hatte. Vorher Wandelbahn des Sonntagsbummels verbielte sie jetzt vollständig, denn nach Anlegung von Rasenflächen rechts und links war der Mittelweg zur Wandelbahn viel zu schmal geworden. Der Bummel verzog sich nach der Südseite des Wilhelmplatzes, im Volksmunde die „unverheiratete Seite“ genannt, und die Geschäfte wanderten mit, verließen die zu geschäftlichem Absterben verurteilte Wilhelmstraße. Bald reichte der Wilhelmplatz für den Bummel nicht mehr aus und nahm die Berliner Straße hinzu, die sich schnell aus einer Wohnstraße zur Geschäftsstraße umwandelte.

Auf der Wilhelmstraße gab es damals vier Hotels: im Hause Nr. 1, Ecke des Kanonenplatzes, Sterns Hotel de l'Europe mit schönem Gesellschafts-saal, Nr. 3 Hotel de Berlin mit Ausspannung, Nr. 13, Ecke der Bergstraße, Hotel de France und Nr. 24 Mylius Hotel de Dresde, das Jahrzehnte lang das vornehmste war. Es ist wohl keine Erzählung nach Posen gekommen, die nicht bei Mylius abgeteigen wäre. Dazu kamen in der Nähe der Wilhelmstraße Jahn's (vorher Tilsner's) Hotel garni, Friedrichstr. 30, Scharffenbergs (später Arndts) Hotel, Sapiehaplatz Nr. 10, Reilers Hotel (jüdisch) an der Krämerstraße, und der exklusiv polnische Bazar an der Neuen Straße. Am Wilhelmsplatz Nr. 1 Hotel de Rome, von Geschäftsreisenden bevorzugt, dann Nr. 3 das polnische Hotel du Nord. Die später errichteten, heute noch bestehenden Hotels an der Viktoriastraße und am oberen Ende von St. Martin, wie das Viktoria-Hotel auf dem Grundstücke des Polnischen Theaters, zeigen den Zug nach dem Westen, dem Posen ebenso unterliegt, wie die meisten Großstädte Mitteleuropas.

Der König'splatz hieß vor 50 Jahren noch Neustädtischer Markt und hatte diejenige Gestalt, die man ihm jetzt wieder geben will: die Fahrgassen gingen grade hindurch, und in den vier Winkeln befanden sich Grünanlagen mit Bäumen. Solche nahe an den Bürgersteigen gerückten Anlagen haben den Nachteil, daß sie, wenn die Bäume größer werden, die Wohnungen verdunkeln; zudem sperren sie die Zufahrt zu den Häusern. Die spätere Verschiebung der Grünanlagen nach der Mitte um den Brunnen herum bot eine Verbesserung, für die man die geringe Erschwerung des Wagenverkehrs gern in den Kauf nahm.

Der Sapiehaplatz wurde bis 1868 in seiner südlichen Hälfte (an der Friedrichstraße) von einem Teiche eingenommen, der jetzt zugeschüttet wurde. Die Bogdanka, die diesen Teich gespeist hatte, bekam ein gemauertes und überwölbtes Bett, das war der erste Kanal in Posen. Die Bogdanka, die vom Strzeczyno-See aus dem Jersitzer Dorfteich zuwille und bei der Glesche Waldersee die Festungswerke bespülte, trat in das Posener Stadtgebiet dort ein, wo jetzt die ulica Kręta (fr. Kobleisstraße) sich befindet, nahm dann ihren Weg zwischen den Häusern der Mühlenstraße (links) und Friedrichstraße (rechts), kam zwischen den Häusern Sapiehaplatz Nr. 1 und 2 kanalisiert heraus, um jenseits des Platzes zwischen Nr. 10 und 11 und der Feuerwehr ihren Weg nach dem Bronkerplatz einzuschlagen, von wo ab sie offen die kleine Gerberstraße entlang dem Teichplatz zuströmte, um die Gendarmen-Wasser-mühle zu treiben und dann entlang der Schifferstraße die dortigen Schlachthäuser und schließlich die Warthe zu erreichen. Offene Einsteigstellen zum Wassererschöpfen aus der Bogdanka gab es auf der Mühlenstraße, wo jetzt das Amtsgericht steht, und in der Wilhelmstraße vor dem damaligen Salzamt, späteren Hauptzollamt. Die Bogdanka speiste also den Jersitzer Dorfteich, das ver-lumpfte Gewässer an der Glesche Waldersee, den Kratochwil'schen Wühlenteich, den Sapiehaplatz-Teich und den am Treffpunkt der

kleinen und Großen Gerberstraße. Ein kleineres Gewässer hatten wir im Biersebach, der die bei Urbanowo gelegene Bierzbo-Mühle trieb, und durch den unterhalb des Garnisonfriedhofs belegene Rohrteich zur Kernwerkmühle kam, die ebenfalls als Wassermühle betrieben wurde; er speiste noch den Teich der Dominikanerwiesen und mündete in die Warthe unweit der großen Schleuse, die die Festungswerke Kosens zwischen Fort Winiary und Reduit Moon miteinander verband.

Das Fischerei-Viertel der Stadt hatte den Karmelitergraben, dessen Quellen sich auf dem Halldorfkirchhofe, einem früheren Weinberg, befanden. Zwischen den Häusern der südlichen Halldorfstraße und der Fischerei erreichte er den Fischerteich, der südwärts des Festungswalles das heutige Gelände des Sandplatzes vom Wilba- bis zum Eichwaldhof erfüllte. Der Karmelitergraben ging, nachdem er den Teich verlassen, zwischen den Häusern der Fischerei und Wiesenstraße, dann südwärts der Gegliffischen Fabrik (Schützenstraße 14) und der Krankenanstalt der Barmherzigen Schwestern entlang und erreichte an der Rückfront des Rgl. Marien-Gymnasiums die faule Warthe, die im Sommer ein Stinkgraben war, im Frühjahr aber ein reizender Strom, der bei der evangelischen Kreuzkirche offen und überbrückt die Grabenstraße querte, um gegenüber der Wallischebrücke die Warthe zu erreichen.

Die meisten der vorerwähnten Teiche dienten im Winter dem Eisport. Die ausgedehnteste Fläche für den Eislauf boten die überschwemmten Eichwaldwiesen, namentlich wenn die Eichwaldstraße selbst überschwemmt war und man auf Schlittschuhen Viktoriapark und Eichwald erreichen konnte. Das kam aber nur selten vor, dagegen konnte es geschehen, daß die Wirtschäften an der Eichwaldstraße in einem Jahre neunmal überflutet wurden. Diese immer wiederkehrenden Wassernöte hatten zur Folge, daß die einst als beliebte Ausflugsziele von der besseren Bevölkerung Kosens aufgesuchten Gärten allmählich viel von ihrer Anziehungskraft verloren und schließlich Tangbäume daraus wurden. Von historischer, wenigstens stadtgeschichtlicher Bedeutung ist der Viktoriapark; er war einst der Sommerhof der Prinzessin Luise von Preußen-Nadziwill, Gemahlin des Statthalters Fürsten Nadziwill. Eine der kleineren Wirtschäften an der Eichwaldstraße betrieb in den sechziger Jahren Friedrich Kreher, Vater des sozialistischen Schriftstellers Max Kreher, der hier die Mittelschule besucht hat. Vorher war Kreher Oekonom des Odeon-Theaters Baderstraße 13 c (heut Apollo-Theater). Das Theater hat im Odeon nur ein kurzes Leben gehabt, der Gesellschaftsfaal und der Kongressaal dagegen haben jahrzehntelang sich der Gunst des Publikums erfreut.

Der wichtigste Kunsttempel Kosens war das am Wilhelmplatz im Jahre 1804 von der preussischen Staatsregierung errichtete Stadttheater; seine gegen die Große Mitterstraße nach Süden geführte Eingangsfront schmückte der Spruch: Laborum dulces lenimen. Ueber die Geschichte dieses Theaters ist von Verseneneren Genügendes berichtet worden. Dem Odeon ähnliche Unternehmungen waren das Volkstheater an der Königsstraße und das Sommertheater in Hildebrands Garten am Neustädtischen Markt, das später als Interimstheater während der Bauzeit des Wilhelmplatz-Theaters auch im Winter das Schauspielbedürfnis des Kosener Publikums befriedigte. Auch das Volkstheater war zeitweise, namentlich unter Tauber, dem Lustspiel und der Poesie gewidmet, später diente es dem Varieté, für das sich auch die Breiterbude des Interimstheaters öffnete. Auf diesen Bühnen gab es zeitweilig auch Zauber-Vorstellungen, die damals sich großer Beliebtheit erfreuten. Der berühmteste Zauberünstler jener Zeit, Bellachini, ist im Wohnungsanzeiger Kosens von 1868 als Einwohner von Mühlenstraße 9a verzeichnet. Diese Zauber-Vorstellungen brachten gewöhnlich als Schlussnummer ein außerordentlich prächtiges Farbenspiel, das den Namen „Kolorisintchromotrem“ führte.

Bedenktage.

Dichtung und Wirtschaft. Am 25. Dezember feiert Wilhelm Vershofen seinen 50. Geburtstag, der Dichter, der mit wenigen, aber sehr eigenartigen Werken hervortrat und der zugleich als Volkswirtschaftler eine Rolle spielt. Vershofen ist in Bonn geboren. Er besuchte Schule und College in England, setzte seine Studien dann in Bonn, München und Jena fort, wo er zum Doktor promovierte. 1911 kandidierte er für den Reichstag. Sein erstes Werk war, im Jahre 1914, die Finanznovelle „Der Zenriswolf“, ein Werk, das sich aus Dokumenten (Briefen, Telegrammen, Bilanzen usw.) zusammensetzte, und, als eine ganz neue Form des Romans, sehr rasch in Deutschland und im Ausland Aufsehen erregte. Technisch ähnlich angelegt war auch sein zweites Werk „Das Weltreich und sein Kanzler“, ein Industrieroman aus dem Jahre 1917. Gleichzeitig erschien eine kleine Schrift „Amerika, drei Kapitel der Rechtfertigung“, eine schonungslose Entladung amerikanischer Geschäftspraktiken. Vershofen stand ja mitten im praktischen Leben; er wurde 1916 Syndikus der Handelskammer Sonneberg, als welcher er 1917 die thüringische Spielwaren-Industrie organisierte; 1919 kam er in die Nationalversammlung, später war er im geschäftsführenden Ausschuss des Reichsverbandes der deutschen Industrie tätig, und 1923 wurde er Professor der Wirtschaftswissenschaften an der Handelshochschule Nürnberg, wo er dann das Institut für Wirtschaftsbeobachtung begründete. Nach kleineren Schriften (Zoll Gulenpiegel und Erlösung, 1919) hat Vershofen nun vor kurzem wieder ein umfangreicheres Werk erscheinen lassen: „Swennenbrügge — das Schicksal einer Landschaft“.

Es handelt sich um einen Roman, der die Fragen westdeutscher Wirtschaft im Schicksal einer Stadt zu gestalten sucht. Es sind neue Ansätze zu eigenartiger Entwicklung in diesem Buch, und jedenfalls dürfen wir von dem Fünfsitzer, in dem sich realpolitischer und poetischer Geist auf eine ungewöhnliche Weise verbinden, noch manches interessante Werk erhoffen.

Aus aller Welt.

Christrosen. Die Christrose kann mit Recht eine Weihnachtsblüte genannt werden; denn alljährlich, wenn Schnee und Eis die Erde bedecken, öffnet sie ihre zartgefärbten Blütensterne. Einem alten frommen Aberglauben nach, soll die Christrose in der Weihnachtsnacht ihre erste Blüte tragen, weshalb man ihr auch die Kraft zuschreibt, daß sie Kranke heilen kann, und den, der die Blume pflückt, weise macht. Die scheinbar so geheimnisvolle winterliche Mühkraft der Christrose läßt sich jedoch ganz einfach erklären; es sind nämlich ihre langen, bis in die frostfreie Tiefe des Erdbodens hinabreichenden Wurzeln, die ihr das Blühen im Schnee ermöglichen. Im übrigen ist die Christrose, so lieblich sie auch aussieht, eine Giftpflanze; denn ihre Wurzeln enthalten ein so starkes Gift, daß selbst Bruchteile eines Gramms schwere Vergiftungen hervorrufen. Wenn man die Wurzeln zu Pulver zerkleibt, so erzeugen sie starken Niekreiz, weshalb man die Christrose auch „Niesnurg“ nennt.

Der Christbaum aus Eisen. Die Einführung des Weihnachtsbaumes in Nordamerika erfolgte seinerzeit durch die vielen emigrierten Deutschen, die dem alten Weihnachtsbrauch auch in der Ferne nicht untrennbar werden wollten. Die neue Sitte gefiel aber auch den Amerikanern, so daß mit jedem Jahr mehr Weihnachtsbäume auf den Markt kommen mußten, da die Nachfrage immer größer wurde. Nun war es aber auch fast selbstverständlich, daß die Amerikaner den Christbaum alsbald zu amerikanisieren suchten, und eines Tages stellte denn ein findiger Fabrikant Christbäume aus — Eisen her. Diese natürlich sehr steifen, grün angeführten „Bäume“ waren mit dünnen Gasröhren durchzogen, die dann an den Zweigenden zum Brennen gebracht werden konnten. Die Herrlichkeit der eisernen Christbäume hat sich aber nur kurze Zeit gehalten; denn selbst der nüchterne Amerikaner zog den natürlichen dem eisernen Weihnachtsbaum vor.

Wandernde Krippen in Rumänien. Gibt es im Erzgebirge, in Bayern, Tirol, Oesterreich, Italien und auch in anderen Ländern noch Weihnachtskrippen, die jedesmal vor Weihnachten in den Zimmern aufgestellt werden, so lassen sich in Rumänien noch wandernde Weihnachtskrippen auffinden. Diese Krippen befinden sich in einem Kasten; die Figuren sind nicht feststehend, sondern können in Bewegung gesetzt werden. Männer und Anaben, die sich in eine weihnachtliche Vermummung gekleidet haben, ziehen mit einer solchen Krippe von Haus zu Haus, singen Weihnachtslieder und führen mit ihren Figuren Weihnachtsspiele auf. Diese wandernden Krippen sind also eine Verbindung von Krippe und Weihnachtspiel, wie sie bei uns in früheren Jahrhunderten auch bekannt war. Männer und Anaben, die eine solche wandernde Krippe mit all den Figuren, die dazu gehören, vorführen, erhalten kleine Geschenke.

Die Bienen am Weihnachtshelligabend. Nach dem Volksglauben vieler Gegenden feiern auch die Bienen das Weihnachtshellig. So heißt es in Ostfriesland: Wer am Helligabend sein Ohr an einen Bienenstock legt, der kann hören, wie die Bienen ein Vieblein zu Ehren des Jesuskindes singen. Nach dem Volksglauben in der Luneburger Heide halten die Bienen zu Weihnachten eine kleine Feier ab, wobei die Bienenkönigin das Amt des Predigers übernehmen soll. In Tirol heißt es: Aus jedem Bienenstock werde am Weihnachtshelligabend eine Biene ausgesandt, die zum Himmel emporsteigt, um dort vor Gottes Thron Schutz für die Bienen der Erde auf das nächste Jahr zu erflehen. Auch nach russischem Volksglauben feiern die Bienen jedes Jahr das Weihnachtshellig und lassen dabei Lieder hören. In Ungarn aber heißt es: Am Weihnachtshelligabend wanderten jedesmal Bienen aus, um die Toten zu begleiten, die im vergangenen Jahre gestorben und auf dem Wege zum Himmel sind.

fröhliche Ecke.

Bersirent wie immer. Als man den Professor halb bewußtlos aus dem Wasser geholt hatte, stotterte er: „Ach, wie dumm! Eben fällt mir ein, daß ich ja schwimmen kann.“

Eine Schamlosigkeit. diese kurzen Röcke! Wenn wir in unserer Jugend so herumgelaufen wären . . . — Dann wäret Ihr vielleicht auch keine alten Jungfern geworden, liebe Tante!

Gattin (empört zu dem erst am Morgen heimkehrenden Manne): Es ist acht Uhr, Euderjan! — Er (gleichfalls entriistet): Un-erhört! Und da liegst du noch im Bett?

Und dann wollte ich mich noch erkundigen, ob das Dienstmä-chen Guste auch anrichten kann. — Oh, bei mir hat sie alles mögliche angerichtet!

Im Kurort. Bedenken ist wohl nicht nötig, Herr Professor, der Hausbahn wird Sie schon morgen früh nach Krähen. — Schon aut. Stellen Sie ihn bitte auf fünf Minuten vor stehen.